**Morgen-Ausgabe.**

**„Berliner Tageblatt“**
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reichs, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; Filiale Potsdamer Viertel: Potsdamerstr. 134a; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Ober-Redakteur: **Arthur Ledyhohn** in Berlin.

**Abonnements-Preis**
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Witzblatt „ULK“, der feuilleton. Montags-Beilage „Zeitgeist“, dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 M. 25 Pf., Ausland exkl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.). — Inserate à Zeile 50 Pf. („Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41, Potsdamerstr. 134a angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

# Berliner Tageblatt.

**Nr. 451.** **Berlin, Mittwoch, den 5. September 1888.** **XVII. Jahrgang.**

## Nationale Vermächtnisse.

Von geschätzter Seite wird uns geschrieben:

Wir sind alt geworden, ohne es recht zu fühlen, und nahezu ein Menschenalter liegen die großen Ereignisse zurück, aus denen die neue Ordnung in Deutschland hervorgegangen ist, ohne daß wir von ihnen mehr erfahren hätten, als das, was wir mit eigenen Augen gesehen haben. Die Ursache mag zum großen Theile in dem hohen Alter gelegen haben, das Kaiser Wilhelm I. erreicht hatte. Die früher gebotene Zurückhaltung braucht jetzt nicht mehr festgehalten zu werden. In dieser Erkenntniß hat Kaiser Wilhelm II. zum Sedantage einen Theil der schriftlichen Hinterlassenschaft seines Großvaters der Oeffentlichkeit übergeben. Wir möchten jedoch vor der Auffassung warnen, als ob diese Veröffentlichungen einen erheblichen Theil des „Testaments“ Kaisers Wilhelm I. ausmachten; es sind vielmehr nur die charakteristischsten Stücke aus den denkwürdigsten Jahren herausgehoben worden; im Uebrigen dürfte die schriftliche Hinterlassenschaft Wilhelms I. doch weit die Vorstellungen übertreffen, welche man sich vielfach davon gebildet zu haben scheint. Die Hinterlassenschaft erstreckt sich auch keineswegs auf das militärische Gebiet allein.

Wie aber diese kleinen Stücke wesentlich zur schärferen Zeichnung des Charakters und der Denkungsweise Kaisers Wilhelm I. beigetragen haben, so würden andere derartige Veröffentlichungen gewiß nicht nur ermöglichen, tiefer in das ganze innere Leben unserer großen Männer zu blicken, sie uns und uns ihnen menschlich näher zu rücken; nein, es liegt in solchen Aufzeichnungen auch ein gewaltiges Stück Geschichte, welches, wie man es auch betrachten möge, jedenfalls zur Stärkung und Kräftigung des Vaterlandsgefühls und der Gemeinsamkeit und Innigkeit des Denkens, Fühlens und Handelns des Volkes beiträgt. Vergessen wir doch nicht, daß Kaiser Wilhelm I. noch in das vorige Jahrhundert zurückreichte, und daß es zunächst ein wissenschaftliches Unrecht wäre, wenn ein tieferer Einblick in eine solche, fast ein Jahrhundert umspannende Persönlichkeit und die vielen bedeutenden Gestalten ihrer Umgebung dem gegenwärtigen Geschlechte noch längere Zeit vorenthalten würde; man würde aber damit auch auf eine große Wirkung von politischer Bedeutung verzichten.

Wie werthvoll die Erschließung der in den Archiven enthaltenen schriftlichen Schätze für die Beurtheilung großer Männer und Zeiten ist, zeigt ein Blick auf die Freiheitskriege von 1813—15. Welche Phasen haben diese durchgemacht in der Auffassung der Gelehrten, der Geschichtsschreiber und des Volkes! Man denke nur an die Namen: Schlosser, Höpfner, Beitzke, Duncker, Delbrück, Treitschke und Lehmann ꝛc. Man erinnere sich, wie durch Interpretation der erreichbaren, durch die Entbehrung der nicht erreichbaren archivalischen Schätze ganze Geschlechter eine unrichtige Anschauung von jenen Ereignissen und den leitenden Personen gewonnen und mit ins Grab genommen haben, bis wir neuerdings durch Lehmanns monumentale Schöpfung seines „Scharnhorst“ wieder auf Grund archivalischer Forschungen zu der Auffassung gekommen sind, welche die einfachste und natürlichste war und bleiben wird — einer Auffassung, die der große Schlosser instinktiv erkannt und dem Volke übermittelt hatte, während die Hofhistoriographen Duncker und Treitschke zu ganz entgegengesetzter Geschichtsauffassung gelangt sind. Soll ein solches Schwanken in den Auffassungen, dem Denken und Fühlen ganzer Geschlechter verhütet werden, so giebt es dafür nur einen Weg: Weniger Engherzigkeit in der Benutzung und Ausbeutung der Archive, weniger Hofhistoriographie! Diesen Weg hat als Erste Königin Victoria von England betreten.

Die reichen Archive der deutschen Staaten, besonders Preußens, sind erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit einer systematischen historischen Ausbeutung unterzogen worden; der geschichtliche Sinn ist mit der politischen Wiederbelebung des Volkes entschieden gewachsen, das Interesse an Allem, was das Vaterland berührt, gestiegen.

Der Generalstab ist durch seine klassischen Werke über die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 mit muthigem Beispiele und besonders in demjenigen über den Krieg von 1864 mit großem Freimuth vorangegangen, gewiß mit dem Willen und vollen Einverständniß der maßgebenden Persönlichkeiten; aber noch ruhen die kostbarsten Schätze im Staatsarchiv, im Archiv des Generalstabes! Es ist ganz natürlich, daß bei der fortschreitenden Entwickelung Preußens und Deutschlands, bei der hohen wissenschaftlichen Stufe, auf welcher das preußische Offizierkorps seit Friedrichs des Großen Zeit steht, die großen Männer des Schwertes umfassende Aufzeichnungen hinterlassen haben, welche im Generalstabsarchiv mit wahrhaft heiliger Scheu gehütet werden und mit größter Ordnung gesichtet sind. Da ruhen neben den Feldakten der verschiedenen Kommandobehörden, die durch die Herausgabe der oben bezeichneten Werke noch lange nicht erschöpft sind, Aufzeichnungen Moltkes, Kaiser Friedrichs, des Prinzen Friedrich Karl, des Generals v. Kirchbach u. A., Niederschriften kriegsgeschichtlicher, geschichtlicher, organisatorischer, taktischer und kritischer Natur. Wann wird wohl die Zeit kommen, da wir aus diesen Heiligthümern die Männer, welche sie hinterlassen, vor uns sehen, wie sie waren, wie sie dachten!

Es unterliegt keinem Zweifel, daß wirklich große Männer — gleichgiltig ob Fürsten oder aus dem Volke — auch groß sind in ihren Niederschriften, und daß diese geradezu wie ein Erziehungsmittel auf die gebildete Volksgemeinschaft wirken. Man denke an Stein, Gneisenau, Scharnhorst und Clausewitz. Wie viel früher hätte Clausewitzens große „Lehre vom Kriege“ bildend, erziehend, klärend und erweckend gewirkt, wenn dieser große militärische Denker sein Werk noch bei seinen Lebzeiten herausgegeben hätte, statt es verschlossen der Nachwelt zu hinterlassen! Es ist geradezu nothwendig, diesem „Hinterlassen“, welches so tief im Volke sitzt, entgegenzuarbeiten. Die Großen auf anderen wissenschaftlichen Gebieten reichen ungesäumt die Früchte ihres Schaffens den Mitlebenden dar. Wenn das Ziel aller Forschung die Wahrheit ist, dann kann man schlechterdings nicht einsehen, warum die Gelehrten des Mars traditionell so fest am „Hinterlassen“ kleben. Wohl spricht der Feldherr durch seine Thaten, aber um diese in ihrer Wahrheit zu erkennen, bedarf es der Aufdeckung seines Wirkens bis zu den Thaten und über diese hinaus!

Auch in dieser Beziehung werden nun, wie es scheint, neue und bessere Wege betreten, und wiederum ist es der große Generalstab, welcher hier mit gutem Beispiele vorangeht; ob aus eigener Initiative oder auf höhere Weisung, lassen wir dahingestellt. Unter so vielen anderen Schätzen des Generalstabes befindet sich auch die Hinterlassenschaft des oben genannten Clausewitz, eine geschichtlich-kritische umfassende Aufzeichnung über das Unglücksjahr 1806. Wohl nur Wenige wußten von dem Vorhandensein dieses Edelsteins, der einen der Wahrheit nachstrebenden großen Geist im hellsten Lichte zeigt, und noch geringer ist die Zahl Derer, die je einen Blick hinein gethan. Wer nun Clausewitzens Art der Darstellung und der Kritik kennt, den wird der muthige Entschluß des großen Generalstabes mit Freude erfüllen, diese Hinterlassenschaft zu veröffentlichen. Wann die Veröffentlichung erfolgen wird, wissen wir nicht, aber sie wird geschehen, und das spricht nicht nur für den Geist, von dem diese große Behörde erfüllt ist, sondern es gereicht namentlich auch ihrem jetzigen Leiter, dem Grafen Waldersee, zur Ehre, daß er mit besonderem Nachdruck gerade auf diese Veröffentlichung gedrungen hat. Ohne einen Mann wie Clausewitz gehört zu haben, wird man eine vollständige und treue Geschichte von 1806 nicht geben können, und es wird dafür gesorgt, daß er gehört werde.

Damit wird aber die Reihe werthvoller Eröffnungen nicht abgeschlossen sein. Kaiser Wilhelm II. wünscht nicht nur, wie wir hören, die Herausgabe eines Theils der Hinterlassenschaft seines Vaters, des Kaisers Friedrich, sondern soll auch bestimmt haben, daß Einiges bereits am 18. Oktober, dem Geburtstage Kaiser Friedrichs, zur

---

# Frau Regine.

**Roman**
von
**Emil Peschkau.**

Was ich erzählen will, ist kein Phantasiegebilde, keine Dichtung, sondern ein Stück Leben. Wohl frage ich mich bisweilen, wenn Alles so wundersam wieder vor mir steht, ob ich denn nicht geträumt habe, ob es nicht die bunten schillernden Falter des Opiumrausches sind, die durch meine Seele gaukeln. Aber das Erglühen meines alternden Kopfes und das schmerzlich-süße Gefühl, das mir die Brust heraufsteigt, belehren mich, daß ich kein Märchen sehe und die Gestalten vor mir keine Trugbilder sind. Das Leben hat unsere Schicksale verschlungen, und so seltsam hat sich in jenen Tagen Alles verknüpft und gewendet. Seltsam genug, daß man meine Geschichte vielleicht nicht ohne Interesse hören und dann gewiß auch ihren Wurzeln in den Tiefen menschlichen Wesens gern folgen wird.

Ein altes Haus taucht vor meinen Augen auf, schmal und klein, mit zwei Stockwerken und drei Fenstern in jedem. Ein altes Haus ohne ausgeprägten Stil und ohne jeden Schmuck, nach dem gewiß nie ein Vorübergehender seine Blicke gelenkt hat, und an dem auch bei ängstlichstem Bemühen Niemand etwas Absonderliches hätte entdecken können. Ein altes Haus wie andere alte Häuser, mit engem, dunklem Flur, kleinen Fenstern und hohem Dache, nur daß es stets sauber gehalten wurde und in Folge dessen ein paar Jahre jünger erschien, als es wohl in Wirklichkeit war. Und doch hat sich dieses Haus meiner Erinnerung so deutlich eingeprägt, daß ich es jeden Augenblick malen könnte mit der Treue eines Photographen, und heute noch trüben sich meine Augen und ein wehmüthig-sehnsüchtiges Gefühl beschleicht mich, wenn ich es so vor mir sehe: das schwarz-rothe Ziegeldach, die grünlich-gelbe Mauer, die weißen Fensterrahmen, drei im ersten Stocke, zwei im Erdgeschosse und einer im Giebel, den schmalen dunklen Thorgang, aus dessen Hintergrunde die bunten Gläser der Hofthüre hervorleuchteten, die von einem alten Birnbaum überragte, kaum zwei Klafter lange Gartenmauer, und auf der anderen Seite das Nachbarhaus, wohl ebenso alt, aber verfallen, herabgekommen, mit vom Regen verwaschenem Vorputz und braunschwarzen, morschen Fensterrahmen.

So deutlich steht es da, als ob ich es greifen müßte, und das bange Gefühl in meiner Brust wird mächtiger und mächtiger. Und doch — wie wenig Bedeutung hat dieses Haus für mein Leben gehabt! Ich habe nie dort gewohnt, keines seiner Zimmer je betreten, keinen seiner Bewohner gekannt. Aber man sagte mir, daß es mein Geburtshaus war, und daß dort meine Mutter in derselben Nacht starb, in der ich das Licht der Welt erblickte. Da stand ich denn still, so oft mich mein Weg vorbeiführte, und oft auch, wenn ich mich in einer anderen Vorstadt befand, weit weg von dem Hause, zog es mich mit geheimnißvoller Gewalt dorthin, und dann hingen meine Augen daran, als wäre es ein geliebtes Wesen. Und jetzt war es mir, als müßte sich eines der kleinen Fenster öffnen und zwischen den schmalen weißen Gardinen das milde, freundliche Gesicht einer alten Frau in längst vergessener Tracht, mit Spitzenhäubchen und starren grauen Locken an den Schläfen sichtbar werden. Und dann winkte und grüßte sie, ein Lächeln schwebte um ihren Mund, so zärtlich, so herzensgut, wie ich es nie in meinem Leben gesehen, und eine weiche, zitternde Stimme rief herab: „So komm doch Bruno, eil' Dich Bruno, komm zu Deiner Mutter!“ Was hätte ich dafür gegeben, wenn der Traum Wahrheit geworden, wenn ich nur einmal an die Brust der alten Frau hätte fliegen dürfen! Aber sie war todt, ich hatte sie nie gekannt, ich war ein armer, einsamer Junge, der kein Heim besaß, keine Mutter, keinen Vater, Niemanden, dem sich der reiche Liebesquell hätte erschließen können. Eine kaum zu besiegende Wehmuth überfiel mich stets, und noch zur Zeit, da schon der Bart um meine Wangen sproßte, stand ich gar oft vor dem alten Hause, bis mir die Thränen in die Augen stiegen.

Meine Mutter hat nie dort gewohnt, ich wurde dort nicht geboren. Man hatte mich belogen — ich weiß nicht mehr, wer mir das Märchen erzählte — vielleicht habe ich auch falsch gehört, und nur ein kindliches Mißverständniß hat mich zur Verehrung des alten Hauses geführt. Aber trotzdem liebe ich es noch heute, und ich glaube noch immer das milde, lächelnde Gesicht zwischen den weißen Gardinen zu sehen und die zärtliche Stimme zu hören: „Komm doch Bruno — zu Deiner Mutter!“

Mein Vater erschien mir seltener, vielleicht weil ich ihn gekannt hatte und sein Bild in meinem Gedächtnisse noch lebendig war. Ich sah ihm schon als Kind sehr ähnlich, und später wurde diese Aehnlichkeit noch größer. Nur andere Augen muß er gehabt haben, denn ich erinnere mich, wie oft ich bewundernd an diesen blauen, von einem seltsamen Feuer erfüllten Augen hing, wenn er zu mir von Dingen sprach, von denen ich sehr wenig oder gar nichts verstand. Das war ja eine seiner Eigenthümlichkeiten, daß der geringfügigste Gegenstand, den wir auf einem Spaziergange sahen, ihn sofort zu allgemeinen Betrachtungen über das Leben der Menschen, über Gesellschaft und Staat anregte, und dann geschah es wohl auch, daß selbst die Vorübergehenden verwundert stehen blieben und seinen Reden lauschten oder wenigstens aus der Ferne die lebhaften, leidenschaftlichen Bewegungen des hochgewachsenen, blondbärtigen Mannes beobachteten. Mein armer Vater! Als er starb, war ich fern von ihm, bei Bauern auf dem Lande, in einem stillen, südlich von Wien im Gebirge gelegenen Dorfe. Sein Ende blieb lange für mich in Dunkel gehüllt, und ich war bereits ein Jüngling, als